

Ökumene in Deutschland nach dem Papst-Besuch

VON HARTMUT LÖWE

Bald ist es ein Jahr her, seit Papst Johannes Paul II. die Bundesrepublik Deutschland besuchte. Wer damals, nach dem Ende der Visite, nach dem Ertrag fragte, wurde beschieden: Das läßt sich erst aus einem größeren Abstand sagen. Zweifellos tut diese Bescheidung wohl, kaum jemand hat sich als Astrologe am Himmel der Christenheit betätigt. Aber der Vorteil ist — alles hat nun einmal zwei Seiten — zugleich auch ein Mangel. Der Ertrag eines solchen Besuches stellt sich nicht von selber ein. Auch hier muß der Boden gepflügt, das Saatkorn begossen, der Acker gedüngt werden. Ist das ausreichend geschehen? Vielleicht jedoch taugen diese Beispiele aus der Landwirtschaft nicht als Analogien für das in dieser Weise erst in unserer Medienwelt mögliche Phänomen „Papst-Besuch“. Für das Wachsen und Gedeihen religiösen Lebens scheinen sie mir freilich noch nicht überholt zu sein.

Wenn schon nicht der gesamte Ertrag gewogen werden kann, dann vielleicht doch wenigstens die ökumenische Frucht. Aber auch hier ist Vorsicht angebracht, Bescheidenheit. Die Situation der Kirchen in unserem Land gibt dem Beobachter viele Rätsel auf. Aufbrüche stehen neben Stagnation, bewegte Kirchen- und Katholikentage neben müden Gemeinden, große Erwartungen neben tiefen Enttäuschungen. Man schaut nicht hinaus in einen frischen Morgen kirchlichen Lebens, es herrscht eher Abenddämmerung, Zwielflicht. Auch die Ökumene hat den Schwung eines neuen Tages zunächst einmal hinter sich. Hat der Papst-Besuch einen frischen Morgen heraufgeführt?

Schwer zu sagen. Vergessen dürfen wir nicht, wie schlecht es um die Ökumene stand, bevor Johannes Paul II. zu uns kam. Über Nacht lebten totgegläubte Affekte, Ressentiments, Feindschaften auf. Der aus Rom angesagte Gast wühlte auf, was alles noch unverarbeitet in der deutschen religiösen Seele schläft. Das mißglückte Kapitel von Remigius Bäumer über das „Zeitalter der Glaubensspaltung“ war da nur der Auslöser, nicht der Grund. Aber allzu leichtgeschürzten Ökumenikern sollte diese Erfahrung eine Lehre sein. Der christliche Glaube ist tief eingegraben in die jeweilige konkrete Geschichte. Solange in den Tiefenschichten keine Gemeinsamkeit hergestellt ist, tragen oberflächlich erreichte Einheitsformeln nicht weit. Daß wir alle nur einen Gott haben und deshalb die verschiedenen Formen

seiner Verehrung wenig Bedeutung hätten, leuchtet dem Verstand zwar ein, teilt sich aber der Innenseite des Lebens, in der der Glaube seine Wurzeln hat, nicht mit. Die Reflexionsgestalt des Glaubens ist überhaupt gegenüber aller Praxis sekundär. Erst der innere Zugang zu katholischer Marienfrömmigkeit für Protestanten und entsprechend der Zugang zur Dichtung Paul Gerhards für Katholiken ist ein ausreichendes Fundament, sich in der Mitte gelebter Glaubenspraxis zu finden. Wer — als evangelischer Christ — keine Sehnsucht empfindet nach der Schönheit eines Hochamts und wer — als katholischer Christ — nicht zugleich die Kargheit eines Predigtgottesdienstes (gut muß die Predigt freilich sein) zu schätzen weiß, weiß noch nicht wirklich, wovon er redet, wenn er von Ökumene spricht.

Mit diesen Bemerkungen ist durchaus keiner dritten Konfession das Wort geredet, die die katholische und evangelische in sich aufnehmen könnte. Nur dies ist gemeint, daß eine verlässliche Ökumene eine reformatorische Verarbeitung der katholischen Gestalt des Glaubens und eine katholische Verarbeitung der evangelischen Gestalt des Glaubens zur Voraussetzung hat. Weil das viel zu selten bewußt ist, gibt es — bei allem guten Willen — immer wieder so seltsame Irritationen auf beiden Seiten.

Was hat uns der Papst gebracht? Einem glaubwürdigen, nicht von Selbstzweifeln geplagten, ausstrahlungsstarken Mann zu begegnen, das war zweifellos auch für die evangelischen Christen eine wichtige Erfahrung. Vor solcher Gewißheit mag insgeheim eine Mischung aus Neid und Bewunderung aufgekommen sein. Wer seiner Sache so gewiß ist, kann auch dem Partner liebevoll und souverän begegnen. Das wurde in der Kapitelstube des Mainzer Dommuseums am 17. November v.J. eindrucksvoll deutlich. Der Papst leidet nicht an der Furcht, vom evangelischen Bazillus angesteckt zu werden. Und damit wird — neben der oben skizzierten tiefen Verschiedenheit im Ansatz — eine, vielleicht die wichtigste, Schwierigkeit für ökumenische Schritte nach vorn in unserem Lande deutlich. Die Führer der großen Kirchen sind nicht sehr selbstgewiß. Sie stehen — niemand kann ihnen das verargen — betroffen vor einer immer stärker erfahrenen Erosion geprägter Frömmigkeit. Die katholischen Bischöfe wollen nicht vom Bazillus laxer Kirchlichkeit, der Erbkrankheit der Protestanten seit Generationen schon, angesteckt werden. Ökumenische Annäherungen, die lediglich eine Ausbreitung dieser protestantischen Krankheit sind, gelten darum als ein böses Gift. Verdient diese Sorge nicht Respekt, zumindest Verständnis? Die Oberflächlichkeit, mit der viele evangelisch getaufte Christen ihren Glauben praktizieren, ist keine Werbung für mehr Freiheit von kirchlichen Geboten. Allerdings wirkt ein Übermaß an bischöflicher Sorge auf

die Dauer zu defensiv, nur bewahrend, aber nicht Neuland erobernd, nicht Gewißheit ausstrahlend, sondern Ängstlichkeit. Der Zeitgenosse versteht sie als lästige Bevormundung und setzt sich entsprechend zur Wehr.

Der Papst berief sich in seiner Rede vor der Delegation der Evangelischen Kirche in Deutschland auf Luther. Daß aus wohlmeinender Liberalität die Frage nach der Wahrheit nicht übergangen werden darf, machte er in der Erinnerung an den Reformator eindrucksvoll bewußt. Der kleinste gemeinsame Nenner taugt nicht als ökumenisches Credo. Bei solcher — verständlichen — Sicht der Dinge konnten die vom Vorsitzenden des Rats der Evangelischen Kirche in Deutschland vorgetragene Wünsche nach einer Einladung zum Abendmahl auch von seiten der römisch-katholischen Brüder, nach mehr Mut in der Frage konfessionsverschiedener Ehen, nach einer Aufhebung des Verbots ökumenischer Gottesdienste am Sonntagmorgen nicht sogleich ihre Erfüllung finden. Der Papst riet zu mehr Geduld und stellte an den Anfang den Disput über die „Kirche und ihre Sendung, ihre Botschaft und ihre Sakramente sowie die Ämter, die in den Dienst von Wort und Sakrament gestellt sind“. Unmißverständlich sagte er: „Erst die volle Einheit gibt uns die Möglichkeit, uns eines Sinnes und eines Glaubens an dem einen Tisch des Herrn zu versammeln.“ Wer nüchtern geblieben war, hatte keine andere Antwort erwarten können. Die Zeit zu ausführlichen Kontakten im Vorfeld des Besuchs war viel zu kurz gewesen. Deshalb konnte die in formaler Hinsicht meisterhafte Ansprache des Papstes trotz aller Wärme und brüderlichen Nähe nichts vortragen, was in der Sache und nicht nur in der Atmosphäre ein nach vorne weisendes Signal gewesen wäre. Dies nur den katholischen Freunden anzulasten, wäre unredlich. Der Wille, die katholische Gestalt des Glaubens reformatorisch zu verarbeiten, ist auf der evangelischen Seite auch gemeinhin nicht vorhanden oder wird als zu anstrengend empfunden.

In solcher Verlegenheit, bei viel gutem Willen und der gleichzeitigen Unmöglichkeit, einen wirklichen Impuls nach vorne zu geben, werden Kommissionen gegründet. Die vom Papst gewünschte Gemeinsame Ökumenische Kommission ist das Zeichen der Verlegenheit und der Wille nach mehr Gemeinsamkeit zugleich. Walter Dirks hat skeptisch reagiert: „Eine ‚Kommission‘, wieder einmal eine Kommission, ist nicht viel. Wir werden abwarten, zweifelnd und hoffend.“ Und Karl Rahner hat sich noch heftiger geäußert: „Man kann im Grunde genommen, leider Gottes, nicht sehen, wie es dabei ernsthaft mit Resultaten weitergehen soll. Man fühlt sich natürlich in seinem christlichen Gewissen für ökumenische Bewegung und Tat verantwortlich (gemeint sind die Leitungen der Kirchen), und dann bildet

man eben eine Kommission, die da weiterreden soll, obwohl es doch schon solche Kommissionen genug gibt. Man hat den Eindruck, so geht es wirklich nicht weiter.“

Das ist deutlich geredet. Aber ich möchte doch eine positivere Diagnose vorschlagen. Mehr war nicht möglich. Und die Tatsache, daß der Papst sich für die Ergebnisse der neuen Kommission selber interessiert und einen Mitarbeiter des vatikanischen Sekretariats für die Einheit der Christen entsandt hat, läßt hoffen auf eine neue Ebene des Gesprächs und der Verbindlichkeit. Eine neue Wachheit für die Situation des Glaubens in einem konfessionell gespaltenen Land an der Spitze der Leitung der römisch-katholischen Kirche wird, wenn die Chance genutzt und nicht nur bürokratisch domestiziert wird, von selber Wirkungen zeitigen auf mehr Einheit hin.

Inzwischen ist die Gemeinsame Ökumenische Kommission zu ihrer ersten Sitzung am 6. und 7. Mai d.J. in München versammelt gewesen. Wunder sind auch dort nicht geschehen. Immerhin ist aus einer konzentrierten theologischen Arbeit die nach meinem Geschmack in der Substanz reiche und in der behutsamen Zuwendung zum fragenden Zeitgenossen überzeugende „Erklärung zur 1600-Jahrfeier des Glaubensbekenntnisses von Nizäa-Konstantinopel“ herausgewachsen. Wenn die Leitungen beider Kirchen die Mitte ihres Glaubens vor aller Öffentlichkeit gemeinsam aussagen können, dann ist das ein Novum. Große Tageszeitungen hatten ein feineres Gespür für die Tragweite dieser Tatsache als mancher Pfarrer und manche Kirchenleitung, was sie dokumentierten, indem sie den Text der Erklärung im Wortlaut abdruckten. Die Gemeinsame Ökumenische Kommission hat sich vorgenommen, diese neue Gattung gemeinsamer Rede weiter zu pflegen. Der Adressat solcher Mühen, der nie nur der mit seiner Kirche voll identifizierte Christ sein kann, sondern immer auch der zweifelnde und glaubenwollende Zeitgenosse, wird die Autoren näher zusammenrücken und neue, nicht vermutete Gemeinsamkeiten finden lassen.

Vor allem aber ist in München ein Vorschlag unterbreitet und angenommen worden, der verspricht, Bewegung zu bringen und Belastungen aus der Vergangenheit endgültig zu bereinigen. In den Bekenntnisschriften der reformatorischen Kirchen wird nicht nur der Glaube bekannt, sondern auch die — vermeintlich — falsche Lehre des Gegners verworfen. Lutheraner und Reformierte haben ihre wechselseitigen Verwerfungen erst in der Leuenberger Konkordie von 1973 als den gegenwärtigen Partner nicht mehr treffend aufgehoben. Bislang aber galt nur für das private Gespräch, daß die damnatio des Papstes als Antichrist, etwa in Luthers Schmalkaldischen

Artikeln, heute natürlich nicht mehr geteilt werde, offiziell wurde der künftige Pfarrer einer evangelisch-lutherischen Kirche auch auf die Schmalkaldischen Artikel verpflichtet. Und das im reformierten Glauben erzogene Kind lernte in seinem Konfirmandenunterricht, die Messe der Katholiken sei eine „vermaledeite Abgötterei“; die immerhin als erforderlich empfundene Anmerkung im Heidelberger Katechismus trägt zur Versöhnlichkeit und günstigen Beurteilung des Gottesdienstes des katholischen Christen nur wenig bei. Lassen sich diese bösen Urteile bereinigen, läßt sich dabei hoffentlich sogar der gemeinsame Glaube ein Stück weit positiv aussagen, dann sind viele Steine aus dem Wege geräumt. Neben den reformatorischen Bekenntnisschriften sind auch die Dekrete des Trienter Konzils dort neu zu interpretieren, wo sie Verwerfungen der reformatorischen Lehre aussprechen.

Das Programm, das auf die Gemeinsame Ökumenische Kommission wartet, ist nicht gering. Vorläufig muß erst einmal ein methodischer Zugang zu einem in dieser Weise theologisch noch kaum bearbeiteten Komplex gefunden werden. Und die praktische Rezeption in den betroffenen Kirchen ist dann noch einmal eine neue und eigene Aufgabe. In der Übernahme der je eigenen Geschichte inzwischen neu gewachsenen Einsichten, neuen Herausforderungen und neuen Erfahrungen verbindlich Raum zu geben, schafft eine neue ekklesiologische Realität. Die Bereinigung der Vergangenheit schafft allemal auch neue Möglichkeiten im Blick auf aktuelle Probleme.

Die Gemeinsame Ökumenische Kommission will nicht zu einer Dauer-einrichtung werden. Sie wird ihre Arbeit nach drei bis vier Jahren abschließen. Erst dann, wenn die Summe gezogen werden kann, wird man verlässlich wissen, ob sie aus einer Verlegenheitslösung zu einem Instrument geworden ist, die katholische und die evangelische Kirche näher zueinander zu führen.

Die Christenheit in Deutschland blüht und welkt seit langer Zeit gemeinsam. Niederlagen des katholischen Partners sind keine Erfolge des evangelischen und umgekehrt. Es wird immer drängender, daß dieses gemeinsame Geschick auch einen sichtbaren gemeinsamen sozialen Leib erhält.